

CLAUDIA MARIA MELISCH ♦ INES GARLISCH ♦ JÖRG FEUCHTER



DIE ERSTEN BERLINER



LEBEN AN DER
SPREE ZWISCHEN
1150 UND 1300

BeBra Verlag



Claudia Maria Melisch ❖ Ines Garlisch ❖ Jörg Feuchter

DIE ERSTEN BERLINER

LEBEN AN DER SPREE
ZWISCHEN 1150 UND 1300

BeBra Verlag

Inhalt

Einleitung	7
Kapitel 1	
Die Elbslawen	19
Germania Slavica	19
Christianisierung	21
Siedlungsgebiete	24
Gesellschaftsstruktur und Kriegszüge	26
Alltag und Arbeit	30
Einheimische Elbslawen und Zuwanderer aus dem Reich	33
Kapitel 2	
Die politische Landschaft im 12. Jahrhundert	37
Erzbischof Wichmann von Magdeburg (1152–1192)	37
Albrecht der Bär (1134/1157–1170)	40
Markgraf Otto I. (1157–1184)	43
Jacza von Köpenick (vor 1125–1176)	44
Kapitel 3	
Die Entstehung der beiden Siedlungen	49
Berlin	52
Cölln	61
Kapitel 4	
Das frühe Stadtbild von Cölln	69
Die ersten Stadtpläne	72
Die dokumentierten Anfänge	75
Schulwesen	78
Im Zentrum von Cölln	81
Petrikirche	89
Der Kirchhof der Petrikirche	93

Kapitel 5

Das frühe Stadtbild von Berlin	97
Berufshandwerk	104
Das (erste?) Rathaus	111
Die Markgrafen in Berlin	113

Kapitel 6

Mittelalterliche Stadtgesellschaft	121
Ständeordnung	123
Stadtbücher	126
Sicherheit, Schutz und Gesetze	135
Mittelalterliche Zeiteinteilung	138

Kapitel 7

Mittelalterliche Lebenswelt	141
Kleidung im Mittelalter	147
Lebensrisiko, Tod und Bestattung	155
Alltag und Lebensführung	160
Körperhygiene	162

Kapitel 8

Wie erfahren wir Neues über die ersten Berliner?	165
Ausgrabungen am Petriplatz	166
Radiokarbonmethode	170
Isotopenanalyse	173
Genanalyse	174
Interdisziplinäre Zusammenarbeit	177

Kapitel 9

Die ersten Berliner und wir	179
Chronik	199
Literaturhinweise	203
Abbildungsnachweis	204
Über die Autoren	205



Heidelberger *Sachsenspiegel*: Die männlichen Wenden sind mit rot-weißen Beinwickeln gekennzeichnet. Sie durften in ihrer Sprache vor Gericht kommunizieren, es wurde übersetzt. Eine vereinheitlichte Sprache gab es noch nicht. Es wurde z. B. Friesisch, Sächsisch, Rheinisch, Fränkisch, Alemannisch oder Bayrisch gesprochen.

Einleitung

Kann ein Buch über die Berliner Geschichte im Mittelalter heute noch neue Aspekte hervorbringen? Wir meinen: Ja! Denn zum einen ist die mittelalterliche Stadtgeschichte Berlins und Cöllns, der zweiten mittelalterlichen Stadt, für die meisten Berliner, Berlin-Freunde oder Touristen ein weitgehend blinder Fleck. Zum anderen ist sie so gründlich vergessen, dass sie heutzutage wieder neu entdeckt werden kann. Überdies hat die Forschung in den letzten Jahren völlig neue Erkenntnisse gewonnen, die auch die Kenner der frühen Stadtgeschichte überrascht haben.

Bezüglich der Bedeutung der Auseinandersetzung mit ferner Vergangenheit, wie sie Archäologen und Mittelalterhistoriker betreiben, hat der Geschichtswissenschaftler Ernst Schubert in seinem Buch *Alltag im Mittelalter* etwas sehr Passendes formuliert: »Die Geschichte war nie dazu nutze, Rezepte für die Gegenwart zu liefern, ihre Aufgabe liegt in der Präzisierung der zentralen gegenwärtigen Fragen, indem sie diesen Fragen nicht nur in ihrem Werden, sondern auch in ihren gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen nachgeht. Das kann nie zu einer direkten Ableitung der Gegenwart aus der Vergangenheit führen, sondern zu einer Art Dialog mit den nunmehr toten Menschen, die in ihrer Gegenwart ebenfalls Antworten auf die gleichen Grundsatzfragen finden mußten.«

Um genau solch ein Gespräch mit den Toten soll es hier gehen. Wir wollen die ersten Berlinerinnen und Berliner, die ersten Cöllnerinnen und Cöllner zum Leben erwecken und leise zum Sprechen bringen. Wie lebten sie, wie bewältigten sie ihren Alltag, wie organisierten sie ihre Städte?

Doch wie soll man diesen Dialog beginnen? Das Mittelalter ist schließlich schon sehr lange her und bereits wenige Jahrhunderte nach der Entstehung der Siedlungen Berlin und Cölln konnte man nicht mehr genau rekonstruieren, was damals wann und warum passierte, weil entsprechende Quellen fehlten. Während des Dreißig-

jährigen Krieges (1618–1648) wurde die Region Berlin-Brandenburg zudem wirtschaftlich schwer getroffen und landschaftlich großflächig verheert. Anschließend beurkundete man die Privilegien, also die aus dem Mittelalter stammenden Rechte, neu, weil in der langen Kriegszeit viele Schriftzeugnisse verloren, gestohlen oder vernichtet worden waren. Dadurch hatten die mittelalterlichen Dokumente aus damaliger Sicht ihren Wert eingebüßt. Sie wurden fortan nicht mehr so sorgfältig behandelt und aufbewahrt, wie wir uns das heute wünschen würden.

Das Mittelalter war in Bezug auf schriftliche Dokumente ohnehin eine deutlich andere Epoche als die nachfolgenden Jahrhunderte, weil es damals noch viel weniger Schriftstücke gab. Das heißt aber nicht, dass es in der Frühzeit unserer Stadt weniger Regelungsbedarf gegeben hätte. Diese Regelungen wurden meistens per Handschlag und unter Anwesenheit von Zeugen abgemacht und nicht verschriftlicht. Wir leben heute in einer Zeit der digitalen Kommunikation, in der Papierdokumente im Alltag auch immer mehr an Bedeutung verlieren. Sogar viele Pässe sind heute digital und ein großer Teil des Geldverkehrs sowieso. Nur weil wir also unseren Nachfahren zu bestimmten Aspekten unseres Handelns keine Papierdokumentation hinterlassen werden, heißt es nicht, dass diese Vorgänge nicht in komplexer Weise stattfinden. Sie lassen sich nur anhand von Papierdokumenten nicht mehr nachvollziehen.

Papier und Pergament stehen für die Schriftzeugnisse und sind die Forschungsquellen der Historiker. Dingliche Funde wie Scherben, Münzen oder alte Knochen sind die Medien der Archäologen. Es existieren tatsächlich noch viele Berliner Urkunden aus dem Mittelalter – wenn auch nicht alle, die wünschenswert wären – und es gibt zahlreiche archäologische Funde aus dieser Epoche. Vor allem aber werden letztere immer mehr, weil weiterhin gegraben wird. In den letzten Jahrzehnten haben bereits große Stadtkerngrabungen in den historischen Zentren von Berlin und Cölln, in der Breiten Straße, am Heiliggeistspital, am Stadtschloss, am Petriplatz, in der Königstraße und am Molkenmarkt stattgefunden.

Dabei sind schier zahllose Funde aus dem Mittelalter geborgen worden, von der Gürtelschnalle über Münzen bis hin zur einzelnen Gefäßscherbe. Diese Funde haben umfangreiche neue Einblicke in die Berlin-Cöllner Sachkultur ab dem 12. Jahrhundert ermöglicht. Neben der materiellen Ausstattung der mittelalterlichen Stadtgesellschaft,



die wir nun viel genauer erfassen können, spielte die Ausgrabung von mittelalterlichen Gräbern aus der Anfangszeit der Siedlungen Berlin und Cölln eine enorm wichtige Rolle für den Erkenntnisgewinn. Aus menschlichen Überresten lassen sich das biologische Geschlecht, das Sterbealter und einzelne Aspekte zu den Ernährungsgewohnheiten und den Versorgungsbedingungen in der mittelalterlichen Zeit ableiten. Dies war die Chance, mit den Menschen am Anfang unserer Stadt in einen neuen Dialog zu treten! Und der rasche Fortschritt in der Wissenschaft, insbesondere den naturwissenschaftlichen Methoden, hilft dabei ganz wesentlich.

Durch die methodische Weiterentwicklung in den Nachbardisziplinen der Archäologie stehen heute nicht nur verbesserte anthropologisch-osteologische Untersuchungsmethoden zur Verfügung, sondern auch Holzuntersuchungen zur Baumartbestimmung. Bei besserer Erhaltung sind dendrochronologische Datierung sowie Radiokarbondatierungen von organischen Materialien möglich. In der Summe lassen sich dadurch völlig neue Anhaltspunkte für kontextuelle Datierungen gewinnen. Man ist nicht mehr nur auf die Datierungen aus Münzen und Scherben angewiesen, die immer einige Probleme mit sich bringen, denn Münzen und Gefäße werden unter

Archäologen
während der
Ausgrabungen in
der Breiten Straße,
2013



Untersuchung
der menschlichen
Gebeine in
der Cöllnischen
Lateinschule am
Petriplatz 2015

Umständen sehr lange benutzt. Solche Funde können zu Frühdatierungen führen, weil sie nur Auskunft darüber geben, wann diese Objekte hergestellt wurden, aber nicht darüber, wann und aus welchem Grund sie in den Boden gekommen sind.

Für alle diese Quellen gilt aber gleichermaßen, dass sie lediglich für einen bestimmten Sachverhalt oder für einen bestimmten Zeitpunkt stehen. Urkunden oder andere Dokumente zeigen ebenfalls nur bestimmte Ereignisse oder eine bestimmte Sicht, aber nie die Gesamtheit aller damit im Zusammenhang stehenden Vorgänge. Erst die interdisziplinäre Kooperation und die Gesamtschau auf die Dinge bringen das Wissen wirklich weiter.

Deshalb haben wir uns für dieses Buch zusammengetan. Wir, das sind die Archäologin Claudia M. Melisch, die Historikerin Ines Garlich und der Historiker Jörg Feuchter, die jeweils unterschiedliche Schwerpunkte eingebracht haben. Gemeinsam möchten wir versuchen, die mittelalterlichen Linien der Berliner und Cöllner Geschichte neu zu denken und in allgemein verständlicher Form darzustellen. Nur wenn die mittelalterliche Geschichte klar und einprägsam aufgeschrieben ist, kann sie im historischen Bewusstsein der heutigen

Berliner wieder einen Platz finden. Wir haben darum in unserem Text versucht, die neuesten archäologischen Einsichten mit dem überlieferten Urkundenbestand und den dazugehörigen quellenkritischen Erkenntnissen und Informationen aus zeitgenössischen und peripheren Quellen aufzuarbeiten. Wir wollen auch aufzeigen, in welche Richtung die mittelalterliche Stadtgeschichtsforschung weitergehen könnte.

Dabei konzentrieren wir uns in diesem Buch hauptsächlich auf die Rekonstruktion der Lebensverhältnisse zwischen 1150 und 1300, um die Wurzelgänge der Entstehung von Berlin und Cölln nachzuzeichnen. Hierbei zeigt sich, dass die dynamische Entwicklung, die Berlin und Cölln damals genommen haben, zu einem einen größeren Raum umfassenden Phänomen gehört. Lübeck, Hamburg, Utrecht und Riga sind im 12. und 13. Jahrhundert ebenfalls groß geworden, weil die Zeiten damals sehr dynamisch waren. Tatsächlich ist unser Mittelalterbild heute hauptsächlich von jenen Ereignissen und Verhältnissen geprägt, die das Spätmittelalter, also das 14. und 15. Jahrhundert, bestimmten. Wir wollten einmal in die Zeit davor schauen.

Die Funde am Petriplatz erregten riesiges öffentliches Interesse.



Wer sich zunächst einen grundsätzlichen Eindruck vom Landleben in unserer Gegend in dieser Zeit machen möchte, kann dies im Museumsdorf Düppel in Berlin-Nikolassee tun. Dort haben Wissenschaftler und Laienarchäologen gemeinsam eine ländliche Siedlung aus der Zeit um 1200 in Teilen rekonstruiert und beleben das Museumsdorf seither mit regelmäßigen Veranstaltungen und Führungen.

Im Museumsdorf sind mehrere Häuser mit Inneneinrichtung zu sehen. Gezeigt werden außerdem mittelalterliches Wirtschaften und Tierhaltung. Handwerkliche Techniken wie das Schmieden, Weben, Färben oder Köhlern sowie landwirtschaftliche Herangehensweisen werden vorgestellt. So wird der für die Slawen typische Ackerbau mit dem Hakenflug demonstriert, den aber auch noch die ersten »deutschen« Zuwanderer betrieben, bevor sich der Wendepflug durchsetzte. Außerdem sind dort Schafe und Rinder zu Hause, die den mittelalterlichen Entwicklungsformen weitestgehend entsprechen. Dazu muss man wissen, dass die meisten Nutztierarten in der Moderne durch gezielte Züchtung stark verändert wurden. Die Elbslawen, wel-

Museumsdorf
Düppel, slawisches Haus





che unsere Gegend seit dem 7. Jahrhundert bewohnten, sollen sogar einen im damaligen europäischen Vergleich einmalig hohen Bestand an Hühnern und Gänsen gehalten haben. Pferde spielten als Nutztiere, aber auch in ihrem Kult eine wichtige Rolle. Außerdem wurde sowohl in elbslawischer Zeit als auch später sehr viel Fischerei in unserer Region betrieben.

Die archäologischen Befunde weisen darauf hin, dass die Elbslawen vornehmlich in den Niederungen und an Gewässern siedelten und seltener auf den trockeneren Hochflächen wie dem Barnim nördlich von Berlin und Cölln oder dem südlich gelegenen Teltow. Auf den höheren Flächen wurden seit dem 12. Jahrhundert viele Orte gegründet, von denen manche, wie auch die Siedlung in Düppel, nur wenige Jahrzehnte bestanden. Die damals neu gegründeten Orte Berlin und Cölln sind keineswegs in einer menschenleeren Gegend entstanden. Auch wenn es – anders als man früher meinte – keine unmittelbaren slawischen Vorgängersiedlungen gab, waren es doch Siedlungen in ehemals slawischem Gebiet. Daher beginnen wir dieses Buch mit einem den Elbslawen gewidmeten Kapitel, um zu zeigen, dass auch vor den ersten Siedlungen in Cölln und Berlin bereits Menschen in

Museumsdorf
Düppel, Nachzucht
von mittelalter-
lichen Pflanzen
und Dorfleben-
Darstellung

unserer Gegend lebten und wirtschafteten. Die neuen Städte wurden in einem slawischen Umfeld gegründet. Inwiefern die ersten Einwohner zum Teil selbst aus der Region stammten, also nicht nur aus Einwanderern von ferne bestanden, ist zurzeit noch nicht geklärt. Unabhängig davon werden die vorgefundenen Strukturen ihrer aller Leben in nicht geringem Maße geprägt haben, und daher ist es wichtig, sich diese so gut es geht zu vergegenwärtigen.

Die archäologischen Datierungen am Petriplatz haben gezeigt, dass der Siedlungsbeginn von Cölln in der Zeit um 1150 liegen muss. Es wurden auch die ältesten Skelette aus der Berliner Nikolaikirche beprobt, die gleichartige Ergebnisse erbrachten. Deshalb kommen im zweiten Kapitel dieses Buches alle in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wichtigen politischen Akteure selbst zu Wort. Sie stellen sich dem Leser vor und erläutern ihren Werdegang und ihre politischen Absichten – selbstverständlich fiktiv. Dabei wird klar, dass auch scheinbar recht vertraute Gestalten wie Albrecht der Bär oder Jacza von Köpenick heute in neuem Licht gesehen werden müssen.

Im dritten Kapitel wird erläutert, wie die beiden Siedlungen entstanden und welche Faktoren dabei eine Rolle spielten. Weil in den meisten Abhandlungen zu diesem Thema Berlin und Cölln wie ein einziges städtisches Gefüge behandelt werden und dabei Dokumente für den einen wie für den anderen Ort meist summarisch in chronologischer Reihenfolge aufgeführt werden, war es uns wichtig zu betonen, dass die beiden Gemeinden in den ersten 550 Jahren voneinander unabhängige Orte waren, mit jeweils eigenen Rechten, Räten und Kirchen. Die überlieferten Dokumente und archäologischen Erkenntnisse werden deshalb getrennt betrachtet, um die unterschiedliche Entwicklung beider Orte besser verdeutlichen zu können. Dass Berlin und Cölln oft miteinander kooperierten und zeitweise auch eine gemeinsame Stadtverwaltung hatten, ist der räumlichen Nähe und der Anliegerschaft an der Spree geschuldet und natürlich auch den überregionalen Handelsverbindungen. Jedoch wird dem Gründungsakt, aus dem zwei getrennte Siedlungen hervorgingen, hier eine größere politische Bedeutung eingeräumt als es üblicherweise der Fall ist. Eine »Doppelstadt« hat es aus mittelalterlicher Sicht nie gegeben, dieser Begriff ist erst viel später für das engräumige Gebilde Berlin/Cölln erfunden worden. Auch den Begriff »Schwesterstadt« lehnen wir ab, weil sich beide Städte oft keineswegs schwesterlich verhalten haben, wobei die lokalpolitischen Auseinandersetzungen erst mit

den großen zeitgeschichtlichen Herausforderungen wie den häufigen Epidemien und Pestwellen ab dem 14. Jahrhundert begannen. Schon früh scheint Berlin sich wirtschaftlich von Cölln abgesetzt zu haben, doch erst im 16. Jahrhundert entstanden erste Vorstädte und langsam wucherte das städtische Territorium über die mittelalterlichen Grenzen hinaus. Aber das ist eine andere Geschichte.

Im vierten und fünften Kapitel schauen wir uns zuerst im frühen Cölln um und danach in Berlin. Dabei werden auch die wenigen Stellen in der Stadt gezeigt, an denen man heute noch mittelalterliche Spuren der Stadtgeschichte finden kann. Dass die Berliner heute so wenig über die mittelalterliche Stadtgeschichte wissen, hängt auch damit zusammen, dass diese Zeitschicht im Stadtbild kaum noch erkennbar ist. In vielen anderen Orten kann man sich leichter historisch orientieren als in Berlin, weil es die mittelalterlichen Stadtkerne noch gibt – meist mit hohen alten Kirchen als Landmarken. In Berlin aber wurde die letzte Petrikerche in den Jahren 1964/65 gesprengt und die kriegszerstörte Nikolaikirche erst von 1980 bis 1983 in ihrer historischen Gestalt wieder aufgebaut. In der spezifischen Situation Groß-Berlins gibt es verschiedene Zentren, weil so viele Alt-Orte in der Metropole zusammengeschmolzen sind. Vor dem Zweiten Weltkrieg war neben dem historischen Stadtzentrum, welches nach der deutschen Teilung in Ost-Berlin lag, bereits ein Geschäfts- und Vergnügungszentrum im Westen rund um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und den Bahnhof Zoo entstanden. Die mittelalterliche Stadtmauer Berlins wurde früh geschleift und auf dem alten Wall fährt heute die S-Bahn. Das alles macht es nicht leicht, sich die mittelalterliche Struktur und Erstreckung der Ursprungssiedlungen Berlin und Cölln vorzustellen.

Auch wie der Alltag der Menschen damals geregelt war, welche Kleidung die Cöllner und Berliner im Hochmittelalter trugen und nach welchen Prinzipien und Vorstellungen sie handelten und Recht sprachen, ist kaum nachvollziehbar. Deshalb werden im sechsten und siebten Kapitel die mittelalterliche Stadtgesellschaft mit den verschiedenen Ständen und die mittelalterliche Lebenswelt veranschaulicht.

Woher stammen eigentlich die ersten Berliner und Cöllner? Mit Sicherheit kann diese Frage nach heutigem Stand noch nicht beantwortet werden. Doch neue Untersuchungsmöglichkeiten an den aufgefundenen Gebeinen lassen hoffen, dass wir das in absehbarer

Zeit genauer erfassen können. Zu diesen neuartigen Methoden gehören genetische Analysen und Isotopen-Untersuchungen. Durch verbesserte genetische Techniken reichen inzwischen sehr geringe Probenmengen von alter DNS (aDNA) aus, um Erkenntnisse zur biologischen Verwandtschaft über Generationen zu ermitteln beziehungsweise über den Genpool, also die Zusammensetzung bestimmter Bevölkerungen und deren Entstehung. Mithilfe von Isotopenuntersuchungen können sowohl Erkenntnisse zur Ernährung als auch über die geografische Herkunft der Nahrung von Menschen und Tieren abgeleitet werden. Durch systematische Analysen bestimmter Teile des Skeletts können auf diese Weise räumliche Migrationsbewegungen bei einzelnen Lebewesen nachvollzogen werden. Deshalb haben wir das achte Kapitel dieses Buchs dem Thema »Neue Forschungsmethoden« gewidmet.

Wenn Natur- und Geisteswissenschaften aufeinandertreffen, stößt die interdisziplinäre Forschung manchmal an ihre Grenzen, weil die naturwissenschaftlichen Ergebnisse häufig mehr Fragen aufwerfen als sie beantworten und nicht unbedingt einfach zu verstehen sind. Aber wenn man Geschichtsschreibung als einen lebendigen Prozess versteht, dann ruht hierin vielleicht das größte Potenzial für künftige Untersuchungen. Die Synthese von geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen an mittelalterlichem Fundmaterial ist heute mehr denn je gefordert. Auf diesem Wege werden biologische Materialien als Quellen erschlossen, welche das Potenzial haben, unsere bisherige Sicht auf die mittelalterliche Gesellschaft wesentlich zu bereichern und zu verändern.

Das neunte Kapitel dieses Buchs beschäftigt sich schließlich mit der Frage, was die alten Berliner für uns heute noch bedeuten, in welcher Weise das Wissen um die mittelalterlichen Anfänge unserer Stadt weiterhin lebendig ist und wie es dazu kam, dass das Mittelalter heute aus dem Stadtbild verschwunden ist. Zu fragen ist weiterhin, warum diese frühe Gründungszeit auch in Berlins offizieller Geschichtsschreibung und Außendarstellung so oft ausgeblendet wird. Dazu können wir keine fertigen Antworten anbieten, aber Stoff zum Nachdenken allemal. Und vielleicht eine Anregung, dass es lohnend ist, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

Wir hoffen, dass wir ein gut lesbares Buch über die spannende, weitgehend unbekanntere Entstehungsgeschichte der Stadt Berlin geschrieben haben, die die Leser unkompliziert in das Berlin und Cölln

im 12. und 13. Jahrhundert eintauchen lässt. Wir wünschen uns, dass unser Buch ein Gespür für die langen historischen Linien dieser Stadt vermittelt, die sich immer wieder aufgerappelt hat und die von ihren Bewohnern auch nach den schlimmsten Zerstörungen aufs Neue aufgebaut wurde. Die Berliner lieben ihre Stadt. Als Berliner wird man geboren oder man wird Berliner (oder Berlinerin!) von Herzen, weil einem diese Stadt auch heute noch die große Chance bietet, freier zu leben. Dieses Charakteristikum prägte Berlin schon im Mittelalter und erweist sich heute noch als so mentalitätsstiftend und lebendig wie eh und je. Und es ist sehr wahrscheinlich auch das mächtigste Sympathiekriterium dieser Stadt – die Neuberliner werden irgendwann die alten sein!

Viel Spaß beim Eintauchen in eine vergangene Welt wünschen
Ines Garlisch, Claudia M. Melisch und Jörg Feuchter

Berlin, Frühjahr 2023



Kapitel 1

Die Elbslawen

Im Raum von Groß-Berlin finden sich menschliche Spuren ab der Altsteinzeit. Die Besiedlung war danach wohl kaum jemals für längere Zeit unterbrochen. Bis zum Beginn des Mittelalters gibt es noch Anzeichen für germanische Bevölkerungen. Doch spätestens im 7. Jahrhundert ist auch hier, wie nahezu überall in Mitteleuropa zwischen Ostsee und Ostalpen, die Ausbreitung einer neuen Kultur festzustellen: der slawischen. Sie kam von Osten und brachte eine eigenständige Formentradition und spezifische Siedlungs- und Beisetzungsformen mit sich. Typisch waren bauchige Töpfe mit wellenartigen Kammstrichverzierungen und vielgestaltige Holzhäuser. Ihre Toten äscherten die Elbslawen fast bis ans Ende der slawischen Periode ein.

Am eindrücklichsten lässt sich heute der slawische Einfluss an den Ortsnamen in der Region nachvollziehen. Auch »Berlin« ist ein Beispiel dafür, denn es geht auf ein slawisches Wort für »Sumpf« zurück (mehr dazu in Kapitel 3). Es gibt aber daneben viele regionale Gewässernamen vorlawischen Ursprungs, darunter die der großen Flüsse Havel, Spree und Dahme. Das ist ein starkes Indiz dafür, dass es eine gewisse Kontinuität zwischen vorlawischer und slawischer Bevölkerung gegeben hat, weil ansonsten diese Namen nicht hätten weitergegeben werden können.

Germania Slavica

Doch warum bewegten sich die Slawen damals nach Westen? Wir wissen es nicht genau. Chronisten des Frühmittelalters vermuteten, dass die Slawen vor den vordringenden Awaren, einem asiatischen Steppenvolk, flohen, von denen sie teils aber auch unterworfen gewesen sein sollen.

An Elbe und Saale kam die Ausbreitung der Slawen offensichtlich zum Erliegen, denn westlich dieser Flüsse finden weder Archäologen

Living-History-Darstellerin in mittelalterlicher Kleidung, gut zu erkennen sind die Schläfenringe.



Freilichtmuseum
Düppel, slawische
Blockhäuser

noch Experten für Ortsnamen Spuren slawischer Besiedelung. Eine der Ausnahmen ist das linkselbische Wendland in Niedersachsen. Die slawische Kultur breitete sich aber nicht nur in unserem Raum, sondern auch weiter im Süden aus, im Nordosten des heutigen Bundeslandes Bayern. Diese Gebiete bezeichnen Historiker zusammen als »Germania Slavica«.

Im Mittelalter gab es noch keinen einheitlichen Namen für den betreffenden Raum. Wohl aber verwendeten die Deutschsprachigen einen übergreifenden Namen für slawischsprachige Leute: Sie wurden »Wenden« oder »Windische« genannt – davon ist der Begriff »Wendland« abgeleitet. Die slawischen Bevölkerungen der Germania Slavica wurden jedoch keineswegs als ein einziges Volk verstanden. Vielmehr nannte man allgemein Anderssprachige im Osten »Wenden«. In gleicher Weise bezeichnete man in den deutschen Mundarten alle Menschen romanischer Sprachen im Westen als »Welsche«, ohne sie damit als Angehörige eines Volkes zu verstehen. Auch die Einwohner der Germania Slavica selbst haben sich wohl kaum als

eine Großgruppe verstanden und auch nicht als eine Einheit mit den weiter östlich im heutigen Polen und heutigen Tschechien lebenden Menschen verwandter Sprache, etwa im Sinne eines gemeinsamen Slawentums.

Christianisierung

Es ist zwar eine Sichtweise der jüngeren Zeit, insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts, Mitteleuropäer zunächst einer der drei vermeintlich einheitlichen und reinen, mit der Sprachfamilie zusammenhängenden Abstammungsgemeinschaften zuzuordnen, also primär als »Slawen«, »Germanen« oder »Romanen« zu betrachten. Doch bereits im Mittelalter kam es zu feindseligen Äußerungen und rechtlichen Diskriminierungen gegenüber Wenden und Welschen.

Bezeichnenderweise schlossen die Anfeindungen gegen Slawen oft auch nichtslawische Gruppen wie die Ungarn mit ein. Der *Sachsenspiegel*, ein Rechtsbuch aus dem 13. Jahrhundert, zeigt zwar, dass die Wenden einen besonderen rechtlichen Status hatten. Doch das Werk unterscheidet auch zwischen den Franken und den Sachsen. Wir dagegen sprechen oft pauschal von »den Deutschen« auf der einen und »den Slawen« auf der anderen Seite, obwohl das für diese Zeit nicht zutreffend ist. Doch dazu gleich unten mehr.



Heidelberger *Sachsenspiegel*: Ein sächsischer Kolonist mit einem gefangenen Wenden

Sachsenspiegel

Der *Sachsenspiegel* ist ein ab etwa 1220 entstandenes mittelalterliches Buch, das in niederdeutscher Sprache die Rechts- und Verfassungsverhältnisse beschreibt, wie sie am Anfang des 13. Jahrhunderts herrschten. Als Verfasser gilt Eike von Repgow. Das in vielen Handschriften überlieferte Werk ist eine wichtige Quelle, auch für die Beziehungen zwischen Elbslawen (»Wenden«) und Neusiedlern aus dem Reich.

Viel entscheidender war im hohen und späten Mittelalter ohnehin, ob Menschen sich zum Christentum bekannten oder nicht. Dafür war allerdings weniger der persönliche Glaube ausschlaggebend als die Taufe und Zugehörigkeit zu einer Pfarrgemeinde, welche wiederum einem Bistum unterstand. In dieser Hinsicht wies das Gebiet zwischen Mittelbe und Oder eine große Besonderheit auf: Während die meisten slawischsprachigen Bevölkerungen im heutigen Polen

Living History:
Ein Junge mit den
typischen slawi-
schen Beinwickeln
siebt gedroschenes
Getreide aus.

und Tschechien sowie in Ostthüringen, im westlichen Sachsen-Anhalt und in Sachsen bereits um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend die christlichen Kirchenstrukturen angenommen hatten und die Taufe dort selbstverständlich geworden war, unterblieb das bei den Elbslawen für weitere anderthalb Jahrhunderte. Aber auch hier wurden in der Mitte des 10. Jahrhunderts christliche Bistümer gegründet.

Zu dieser Zeit hatten die neuen sächsischen Herrscher des ostfränkischen Reiches damit begonnen, ihren Machtbereich über die mittlere Elbe hinaus nach Osten militärisch auszuweiten. König Heinrich I. (919–936) eroberte um 928 den Ort Brandenburg und damit das Zentrum der slawischen Heveller. Sein Sohn, Kaiser Otto I. (936–973), richtete Grenzgrafschaften ein, die man »Marken« nannte. Diese Bezeichnung findet sich bis heute bei der Mark Brandenburg. In welchem Jahr genau Brandenburg und Havelberg zu Bischofssitzen wurden, ist umstritten. Gewiss ist aber, dass bereits vor der Jahrtausendwende die etablierten Bistums- und Herrschaftsstrukturen ihren tatsächlichen Einfluss auf das Leben der Menschen verloren hatten. Bischöfe von Havelberg und Brandenburg gab es für die nächsten anderthalb Jahrhunderte nur noch dem Namen nach.

Um das Jahr 983 hatten sich viele Slawen gegen die Eroberer aus dem Westen zusammengetan. Der sogenannte Lutizenbund vereinte mehrere Stämme aus dem südlichen Mecklenburg-Vorpommern und dem nördlichen Brandenburg (gemeint sind die Gebiete der heutigen Bundesländer). Auch die Heveller waren dabei. Offenbar spielte die heidnische Religion der Elbslawen bei der Bildung des Lutizenbundes eine wichtige Rolle. Sie sollen sich um ein zentrales, großes Tempelheiligtum in einem Ort namens Rethra geschart haben, was wohl eine Neuerung war und sich stärkend auf ihre Kampfkraft auswirkte. Dieser Ort konnte allerdings bis heute nicht lokalisiert werden. Jedenfalls wurde der vereinigte elbslawische Gegenangriff sehr gut vorbereitet und zeitlich günstig nach einer Niederlage von Kaiser Otto II. (973–983) gegen die Sarazenen in Süditalien begonnen. Havelberg und kurz darauf auch Brandenburg wurden zurückerobert. Der Angriff des Lutizenbundes war so erfolgreich, dass die Leute aus dem Reich zurückwichen und bis etwa zur Mitte des 12. Jahrhunderts zwar viele Kriegszüge über die Elbe unternahmen, jedoch keine dauerhafte Herrschaft errichten konnten. Das schloss aber keineswegs aus, dass sich einzelne Elbslawen christlich taufen ließen.



Besonders attraktiv schien das Angebot der Kirche für die Mächtigen unter ihnen gewesen zu sein, die sich damit den Adligen bei den Sachsen, Franken und Polen anzugleichen bemühten. Jedoch gelang es offenbar keinem dieser Herrscher, seine Untertanen geschlossen in die Kirche mitzunehmen.

Die Elbslawen blieben die einzige Bevölkerungsgruppe in Mitteleuropa, die fast bis zum Ende des Hochmittelalters mehrheitlich noch nicht christianisiert war. Diese spezielle Geschichte ist der Grund dafür, dass wir die Bevölkerung slawischer Kultur und Sprache in den heutigen Bundesländern Brandenburg, Berlin, Mecklenburg-Vorpommern sowie den östlichsten Teilen von Schleswig-Holstein und Sachsen-Anhalt mit einem besonderen Sammelnamen ansprechen, eben als die Elbslawen.

Wie *Germania Slavica* ist dies aber ein moderner, in der Rückschau der Historiker entstandener Name, kein mittelalterlicher. Wie sie sich selbst bezeichneten, wissen wir nicht genau. Wir lesen in zeitgenössischen Quellen zwar viele Angaben zu Namen von Stämmen beziehungsweise Stammesbünden. Doch wurden diese Texte nicht von den Elbslawen selbst verfasst, sondern von Geschichtsschreibern aus dem Reich. Wir können in dieser wie in anderen Hinsichten nicht davon ausgehen, dass sie stets gut informiert waren und unverzerrt berichteten. Zwar ist ihnen eine gewisse Neugier nicht abzusprechen und manchmal findet sich sogar ein positives Urteil über bestimmte den Elbslawen-Stämmen zugeschriebene Eigenschaften. Doch waren die Autoren ihnen insgesamt nicht wohlgesonnen und schrieben ihre Werke im Auftrag von Fürsten oder Bischöfen, die nach weltlicher beziehungsweise geistlicher Herrschaftsbildung im elbslawischen Gebiet strebten.

Siedlungsgebiete

Wo genau die Stämme jeweils lebten, ist ebenfalls nur schwer zu bestimmen. Für den Groß-Berliner Raum werden die bereits erwähnten Heveller im Westen und die Sprewanen im Südosten verortet. Berlin und Cölln liegen etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Bereichen. Man kann die Siedlungsgebiete der Stämme jedoch keineswegs geografisch präzise mit Grenzlinien voneinander scheiden. Auch ist unklar, wie verlässlich die Aufteilung in einzelne slawischsprachige Stämme ist. Den Hevellern, deren Einfluss noch Spandau umfasst

haben soll, wird gemeinhin eine verfestigte und zentralisierte Stammesstruktur zugeschrieben. Ihr Zentrum war die heutige Dominsel von Brandenburg/Havel mit einer mächtigen Burg. Sie war seit dem frühen 10. Jahrhundert bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts immer wieder zwischen Reichsangehörigen und Elbslawen umkämpft. Weil sie so wichtig war, sind hierzu auch schriftliche Quellen überliefert. So lesen wir über die Heveller etwa, dass sie sich selbst Stodoranen nannten. Der letzte slawische Fürst von Brandenburg, Pribislaw/Heinrich, jedoch nannte sich nur nach seinem Sitz, nicht etwa nach einem Stamm. Und sein Vorgänger Meinfried wiederum wird wenig spezifisch als »Graf der Slawen« oder einfach als »Slawe« bezeichnet.

Die Sprewanen, als deren Zentrum man Köpenick vermutet, sind noch weniger greifbar und werden nur einmal im 10. Jahrhundert erwähnt. Das von ihnen bewohnte Gebiet »Sprewa« wird nochmals vor und nach dem Jahr 1200 in den Quellen genannt, aber es dürfte wohl deutlich weiter südlich an der Spree als Köpenick gelegen haben, im (heutigen) Land Brandenburg. Im 12. Jahrhundert tritt dann in Köpenick ein Mann namens Jacza auf, der in der Literatur oft ganz selbstverständlich als »Sprewanenfürst« bezeichnet wird. Ob es aber überhaupt einen solchen Stamm der Sprewanen im 10. Jahrhundert gegeben hat und ob er bis ins 12. Jahrhundert bestand, ob Jacza in Köpenick über diesen Stamm herrschte oder über ein ganz anderes Gebilde: Das wissen wir alles schlicht nicht. Der Mann selbst nannte sich auf den von ihm geprägten Münzen jedenfalls nur »(Fürst) Jacza von Köpenick« (IACZA COPTNIC CNES, IACZO DE COPNIC). Bemerkenswert ist, dass er sich als Erbe des Brandenburgers Pribislaw/Heinrich sah, dieses Erbe jedoch nicht sofort nach dessen Ableben geltend machte. Das erfahren wir aus einer der ganz selten schriftlichen Quellen dieser Zeit, dem *Tractatus de urbe Brandenburg*. Dieser in lateinischer Sprache verfasste Bericht stellt die Ereignisse rund um den Erbgang auf der Brandenburg dar. Von wem dieser Bericht verfasst wurde, ist nicht genau bekannt. Vermutet wird, dass er von einem Schreiber im Auftrag des Markgrafen Otto, dem Nachfolger Albrechts des Bären, verfasst wurde. Er wollte damit möglicherweise die Rechtmäßigkeit seines Erbes beweisen, indem er behauptete, Jacza habe das Erbe zu Unrecht beansprucht.

Die Forschung hat aus Jaczas Verhalten geschlossen, dass er sich im Rahmen von Absprachen zwischen größeren Fürsten sowohl auf der sächsischen als auch auf der polnischen Seite zunächst zurück-

hielt und erst spät gegen den neuen sächsischen Fürsten Albrecht den Bären auf der Brandenburg vorging. Doch von Jacza, dem der Berliner Historiker Michael Lindner im Jahr 2012 eine eigene Studie gewidmet hat, auf die wir uns hier stützen, wird das zweite Kapitel noch ausführlicher handeln. Festzuhalten ist hier, dass Jacza als einziger regionaler Elbslawe zu einer populären Sagengestalt in Berlin wurde. Die überlieferte Geschichte geht so: Jacza soll auf der Flucht vor Albrecht dem Bären, der die Brandenburg von ihm zurückerobert hatte, bei Pichelsdorf (Spandau) mit seinem Pferd über die Havel geschwommen und auf der anderen Seite, im Grunewald, zum Dank für seine Rettung vor dem Ertrinken Christ geworden sein. Sein Horn und seinen Schild soll er dort am Ufer an eine Eiche gehängt haben. Das steinerne Schildhorn-Denkmal erinnert daran. Tatsächlich gibt es keinen historischen Beleg dafür und es scheint unwahrscheinlich, dass es sich so ereignet hat. Jacza war nämlich nachweislich zu dieser Zeit schon Christ. Zudem existierte die Sage längst, als ein Gelehrter des frühen 19. Jahrhunderts den Herrn von Köpenick willkürlich, aber nachhaltig mit dem vorgeblichen Geschehen an der Havel verknüpfte.

Gesellschaftsstruktur und Kriegszüge

Wenn wir die Vorstellung, die wir heute von den Elbslawen haben, hinterfragen, fällt auf, dass wir sie vor allem beschreiben, indem wir hervorheben, was sie nicht hatten: Bei den Elbslawen finden wir kein territorial organisiertes und dementsprechend kein per Kindstaufe erworbenes Christentum, ebenso wenig über Kleinräume hinausgreifende Herrschaftsformen, also keine Königreiche oder Großfürstentümer wie etwa bei den slawischen Nachbarn im Osten und Süden, Polen und Böhmen. Auch die Schriftkultur pflegten sie nicht. Daher charakterisiert man die Elbslawen oft als pagane, also heidnische, akephale (»kopfloste«) und schriftlose Gesellschaft. Diese Unterschiede zu den benachbarten Bevölkerungsgruppen sind ohne Zweifel wichtig. Aber letztlich handelt es sich eben nur um eine Aufzählung von Defiziten, die nicht benennt, wie das gesellschaftliche Leben der Elbslawen aussah. Wie gelang es ihnen etwa, den Aufstand von 983 zu organisieren und zum Erfolg zu führen? Das scheint nicht zu einer vermeintlich unstrukturierten oder dezentralisierten Gesellschaft zu passen, von der man ausgehen könnte, wenn man betrachtet, was die



Schildhorn-
denkmal

Elbslawen offenbar alles nicht hatten. Ob der Schlüssel zum Erfolg tatsächlich darin lag, sich um ein zentrales Heiligtum zu scharen und sich so einer monotheistischen Religionsform zu nähern, wie sie im Westen gepflegt wurde, bleibt nur eine Vermutung. Die voreingenommenen und ungenauen Schriftquellen aus der Feder ihrer Gegner und anderer außenstehender Zeitgenossen sagen oft viel mehr über deren eigenes Weltbild aus als über die tatsächliche Geschichte der Elbslawen. Welcher Wahrheitsgehalt ihren Beschreibungen von elbslawischer Abbilderverehrung, aus christlicher Sicht also »Götzendienst«, und Opferpraktiken zukommt, ist aus heutiger Sicht überaus schwer einzuschätzen.

Um mehr herauszufinden, sind wir vor allem auf die Archäologie angewiesen. Ihre Grabungen und Auswertungen haben reiche Ergebnisse hervorgebracht und tun es noch. Slawische Burgwälle und Siedlungsspuren wurden an vielen Orten nachgewiesen und die Befunde sind, wenn sie auf Karten und in Museen präsentiert werden, eindrucksvoll in ihrer Dichte. Gleichwohl stößt die Archäologie genau wie die Geschichtswissenschaft an ihre Grenzen. Doch in jüngerer Zeit sind neue Methoden aus den Naturwissenschaften verfügbar geworden, die durch die Untersuchung von Körperfunden neue Zugänge auch zu den Elbslawen bieten könnten – vorausgesetzt, sie werden von Geschichtswissenschaft und Archäologie kundig eingesetzt. Besonders vielversprechend erscheint hier die DNA-Analyse, die seit den 2010er-Jahren enorme Fortschritte gemacht hat. Das neue Potenzial dieser und anderer naturwissenschaftlicher Methoden stellen wir in Kapitel 8 ausführlicher vor. Einstweilen müssen wir uns jedoch noch auf die Ergebnisse und Schlüsse der traditionellen Archäologie, die sich mit Siedlungsspuren und Sachgutfunden befasst, beschränken.

Weil sich im elbslawischen Gebiet die Spuren vieler teils auch sehr großer und daher mit gehörigem Aufwand errichteter Burgen finden, wird eine um diese Anlagen zentrierte politische Organisation angenommen. Man geht von mächtigen Herren über diese Burgen aus. Die Schriftquellen aus dem Reich berichten sowohl von mächtigen einzelnen Elbslawen als auch von Eliten aus »Ältesten«, die an der Macht waren. Eine wichtige regionale Rolle dürfte in dieser Hinsicht zum Beispiel ein Anführer namens »Chotemysl« gespielt haben, dem am Ende des 10. Jahrhunderts die Halbinsel »Poztupimi« gehört haben soll. Gemeint ist damit jenes Gebiet im scharfen Knick der Havel nach Westen, das heute noch den Hauptteil des Stadtge-



biets von Potsdam ausmacht. Doch auch dieser führende Mann, einer der wenigen überhaupt namentlich bekannten Elbslawen, bleibt ansonsten im Dunkeln.

Slawenburg
Groß Raden

Die von Slawen aufwendig ringförmig errichteten Burgbefestigungen wurden zum Teil mehrfach ausgebaut. Besonders massiv sind die Burgen der letzten, nämlich der spätslawischen Zeit, während des Hochmittelalters. Gemeinsam ist all diesen Bauwerken, dass sie aus Erde und Holz errichtet wurden. Entsprechend schnell verfielen sie auch, weswegen sie oft erneuert werden mussten. Wer sich ein Bild von den eindrucksvollen spätslawischen Burgwällen mit bis zu 100 Metern Durchmesser machen möchte, kann sich die Nachbauten in Raddusch (sorbisch: Raduš, Ortsteil von Vetschau/Spreewald) oder Groß Raden in Mecklenburg ansehen, die beide auf authentischen archäologischen Fundstellen errichtet wurden. In Raddusch wurde auch eine vermutlich kultischen Zwecken dienende Holzskulptur in Menschengestalt gefunden, die möglicherweise Teil einer Palisade war. Die Burganlagen könnten in der Tat auch Tempelfunktionen gehabt haben. Mitunter zu findende kleine Figürchen mögen sakrale Gegenstände gewesen sein.

Auffallend oft lagen die slawischen Burgwälle auf Inseln, sei es auf natürlichen wie im Falle der Brandenburger Dominsel oder auf



Bronzepferdchen mit Sattel von der Dominsel in Brandenburg

künstlichen wie in Spandau oder Potsdam. Für letztere boten sich Halbinseln oder Sporne an, die in Gewässer ragten und nur noch durch einen Graben abgetrennt werden mussten.

Auch recht nahe den Ansiedlungen Cölln und Berlin, auf der Höhe von Alt-Stralau, gab es eine altbekannte Fundstelle, die nach dem heutigen Namen der Lokalität »Kreuzbaum« genannt wird.

Ob die große Zahl an Burgwällen auf eine besonders konfliktreiche Zeit hindeutet? Auch das wissen wir nicht. Kriegszüge drangen aus Gebieten westlich der Elbe seit dem 10. Jahrhundert immer wieder in die Region vor. Aber auch die polnischen

Piasten-Herrscher aus dem Osten beteiligten sich zum Beispiel am sogenannten Wendenkreuzzug von 1147. Allerdings berührte dieser nicht die Gebiete rund um Berlin, sondern jene weiter im Norden. Während die Angreifer 1147 auf die Zerstörung der slawischen Herrschaften zielten, ging es bei den meisten gewalttätigen Heimsuchungen zuvor wohl eher um das Eintreiben von Tribut oder schlicht um Plünderung beziehungsweise um Vergeltung für slawische Angriffe.

Alltag und Arbeit

Wie können wir uns den Alltag der Elbslawen vorstellen? Wir wissen, dass sie in Holzhäusern wohnten, auch wenn deren Überreste nur sehr schwer archäologisch zu ermitteln sind. Die Menschen waren damals keineswegs nur Bauern und Dorfbewohner, sie lebten auch in vergleichsweise großen, von den erwähnten Burgen geschützten Orten zusammen. Hier gab es Handwerker und Kaufleute, also Spezialisierung und Arbeitsteilung.

Einwohnerzahlen können archäologisch nicht ermittelt werden und die Forschung spricht in diesem Zusammenhang auch noch nicht von Städten, sondern von früh- oder vorstädtischen Siedlungen. Im heutigen Berliner Gebiet waren Spandau und Köpenick im Mittelalter wahrscheinlich nicht mehr nur Suburbien der jeweiligen Slawenburg, sondern »proto-urbane« Siedlungen.

Es dürfte ein durchaus reiches Handelsleben bei den Elbslawen gegeben haben, dessen Geflecht sich auch bis in weit entfernte Gegenden erstreckte. Durch das Gebiet Berlin-Brandenburgs verliefen zahlreiche Fernhandelswege. Davon zeugen viele Münzfunde mit